Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 19 (1915)

Artikel: Aus dem Tagebuch des Zürchers Johann Heinrich Landolt vom Jahre 1783

Autor: Liebreich-Landolt, Mia

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-573824

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Aus dem Tagebuch des Zürchers Johann Heinrich Landolt vom Jahre 1783.

Nachdruck verboten.

Mitteilungen von Mia Liebreich-Landolt, Zürich.

Mit Bildnis (Kunstbeilage).

Vorbemerkung.

In der Bibliothek meines verstorbenen Vaters Prof. Dr. Hans Landolt († Berlin 1910) standen zwölf kleine, nach seinem Tode in den Besitz meines Bruders übergegangene Bücher, unscheinbar in gelbbraunes Papier gebunden. Von jeher erregten diese altmodischen Bändchen meine Neugier, und diese Anziehungskraft hat sich jetzt bei tieferem Eindringen nur noch vermehrt. Sie enthalten in feinster altmodischer Handschrift die Tagebuchblätter meines Urgroßvaters aus den Jahren 1782 bis 1786, die Zeit seiner Studienreisen, die er anfangs mit einem Jugendfreund und später mit einem älteren Begleiter unternahm. In einem heute noch fast modernen Stil und in einer für seine jungen Jahre ganz bemerkenswert scharf beobachtenden Weise schildert er darin seine Eindrücke und Begegnungen mit vielen der bedeutenden Menschen jener Tage. Da ich wohl annehmen darf, daß vieles davon auch weitere Kreise interessieren wird, bringe ich nachfolgend einen Auszug aus dem zweiten Bande, die Beschreibung einer kleinen Reise von Halle nach Weimar, die er mit seinem Freunde Escher vom blauen Himmel aus Zürich im Jahre 1783 unternahm, bei welcher Gelegenheit er mit Goethe, Wieland und andern bekannten Persönlichkeiten zusammentraf.

Johann Heinrich Landolt, wie unser junger Reisende hieß, wurde in Zürich am 13. August 1763 geboren. Seine Eltern waren Johann Heinrich Landolt, Bürgermeister der Stadt Zürich, und Anna Hottinger, die Tochter des Ratsherren Dr. Heinrich Hottinger. Er verlebte eine glückliche Jugend, zusammen mit zwei Schwestern, und erhielt eine sorgfältige Erziehung. Der erste schwere Schatten, der auf seine Jugend fiel, war der Tod seines Vaters im Jahre 1780. 1782 trat er, anfangs zusammen mit seinem Freunde Escher, nach Sitte damaliger Zeit in eigenem Reisewagen und von einem Diener begleitet, die für ihn volle vier Jahre dauernde Studienreise an. Zuerst führte ihn der Weg, mit Aufenthalt in Basel und allen größern Städten Süd- und Mitteldeutschlands, nach Halle, wo beide unter eifrigem Studium und anregendem Verkehr anderthalb Jahre blieben. Von dort aus machten sie auch den erwähnten Abstecher nach Weimar. Seine Zürcher Freunde, besonders der damals weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus bekannte und verehrte Johann Caspar Lavater, hatten ihn mit vorzüglichen Empfehlungsbriefen versehen, und so trat er überall, wo er hinkam, mit den berühmtesten Menschen jener Zeit in Berührung. Im Frühling des Jahres 1784 verließ er, nach Beendigung seines dortigen Studiums, Halle und reiste von nun an unter Begleitung und Leitung des Canonicus Nekermann aus Coblenz, mit einem mehrwöchigen Aufenthalt in Potsdam und Berlin, nach Dänemark, von dort durch Deutschland zurück nach Holland, Belgien und Frankreich. In Paris und Umgebung blieb er mehrere Monate, dann ging er durch die Provence an die Riviera und über Genua, Livorno und Siena nach Rom, wo er einen Monat blieb. In den nachfolgenden fünf Bänden seines Tagebuches schildert er seine Reise nach Neapel und Umgebung, den nochmaligen Aufenthalt in Rom, dann seine Fahrt über Florenz, Venedig nach Triest und Wien, seinen weiteren Aufenthalt in Oesterreich und endlich seine Heimreise durch Bayern nach Zürich, wo er, wohlbehalten und durch all die vielen und großen Eindrücke dieser Jahre sehr gereift, am 29. September 1786 wieder eintraf. Von jetzt ab widmete er sich den Geschäften seiner Vaterstadt und in seinen Mußestunden der Kunst. Seine besondere Freude war eine Kupferstichsammlung, zu der er sich die Anregung und das feine Verständnis auf seinen Reisen geholt hatte: namentlich wies sie in größerer Zahl schöne Dürer'sche Stiche

auf. Im Jahre 1795 wurde er Assessor, 1797 Schultheiß, 1804 Stadtrat, 1810 Stadtpräsident und 1814 Ratsherr. Er verheiratete sich 1789 mit Anna Barbara Füßli, des Zunftmeisters Wilhelm Füßli Tochter, aus der durch mehrere Generationen bekannten und berühmten Künstler- und Malerfamilie. Dieser sehr glücklichen Ehe entsprossen fünf Kinder, von denen der älteste Sohn, ebenfalls ein Johann Heinrich, mein Großvater war. Ein Vetter meines Urgroßvaters war Salomon Landolt, der durch Gottfried Keller köstlich geschilderte „Landvogt von Greifensee" aus den Zürcher-Novellen, von dem auch David Heß, sein Zeitgenosse, ein interessantes Lebensbild geschrieben hat.

Johann Heinrich Landolt starb im Jahre 1850, drei Jahre nach dem Tode seiner innigst geliebten Frau, tief betrauert und verehrt von Kindern, Kindeskindern und Mitbürgern. Seinen Nachkommen hat er durch viele sorgfältig aufbewahrte weitere Schriften und Briefe ein anziehendes, Verehrung und Liebe erweckendes Bild hinterlassen, ein Eindruck, den ein Oelgemälde im Besitz der Familie noch sehr verstärkt. Es zeigt ihn als einen Mann mit schönen, klugen, dunkeln Augen, hoher Stirn, kühn geschnittener Nase und einem feinen, energischen und doch gütigen Zug um den fest geschlossenen Mund, ein Antlitz, von dem man nur bedauert, seinen Träger nicht mehr persönlich gekannt zu haben*).

Tagebuchblätter aus Weimars großer Zeit.

Sonnabends, 7. Juny 1783 verreisten Hr. Escher**) und ich, in Gesellschaft Hrn. Niemeyers aus Lübeck, der in Halle Theologie studirt, zu Pferde. Gegen Mittag waren wir in Lauchstädt, wo sich im Sommer die Kranken aus den umliegenden Gegenden versammeln, um das Bad zu gebrauchen, und die Gesunden, um sich zu divertiren. Schon machte man alles in Bereitschaft, um die bald nach Pfingsten kommenden Fremden zu empfangen. Bey guter Zeit langten wir Abends in Naumburg an, einem kleinen artigen Städtchen. Die Domkirche ist das einzige merkwürdige, das es aufzuweisen hat. Sie ist in verschiedene Abtheilungen gesondert, und man sieht leicht, daß sie ehemals katholisch war. Jede dieser Abtheilungen macht gleichsam für sich eine Kirche aus. Die eigentliche Kirche ist ziemlich schön; an den Seiten sind durchweg Logen für die Vornehmen angebracht. Oben dem Altar gegenüber sizen die 12 Dohmherren /: hier darf kein Frauenzimmer hienein gehen :/ diese Dohmherren müssen — um in dem Stift aufgenohmen zu werden — eine große Anzahl von Ahnen aufzuweisen vermögen. Neben dieser Kirche ist der Ort, wo sie ihre bestimmten horas singen. Dies muß aufs Pünktlichste und auf die Minute verrichtet werden, sonst verlieren sie an ihrem Einkommen. Hier liegt in einer Gruft der verdienstvolle Mann, der dieses Stift gründete. Er konnte es beynahe nicht glauben, daß der Papst dasselbe anerkennen werde und sagte einst zu seinen Freunden, „Wir erhalten so wenig die Einwilligung des Papstes, als meine Kaze und mein Aff zu Hause Schach spielen." Zu seinem größten Erstaunen ereignete sich dies aber wirklich, und die Confirmation erfolgte bald darauf; zum ewigen Andenken an dies Wunder ward dasselbe in eine steinerne Säule eingeschnitten. — Als eine große Merkwürdigkeit wies man uns auch die Kanzel auf der Dctr. Luther im Jahre 1544 soll gepredigt haben, und den sogenannten Tannen-Altar, der aber eigentlich eine ungeheure Steinmasse ist. Seine Benennung kömmt daher, daß eine fromme Matrone, die eine Kirche bauen wollte, und sich über die Auswahl des Plazes nicht entschließen konnte, sich die Anweisung desselben vom Himmel erbat.

*) Der Maler des Bildnisses war Konrad Hitz, geb. zu Langnau, Kt. Zürich, am 23. Dez. 1798. Er lernte in Zürich die Landschaftsmalerei bei J. J. Aschmann, bei H. Pfenninger und bei Dan. Freudweiler; 1828 zog er nach München, wo er in die dortige Akademie eintrat, und ging mit Erfolg zur Porträtmalerei (zuerst in Aquarell, dann in Oel) über. Er hatte viele Bestellungen in Süddeutschland und in der Schweiz, wo er stets einen Teil des Jahres verbrachte. Unter anderm malte er das Porträt der Königin Theresa, Gemahlin Ludwigs I., sowie das des Peter Cornelius, mit dem er sehr befreundet war. Am 6. Juli 1866 starb er in München. Gottfried Keller hat ihm einen Nekrolog gewidmet in der „N. Zürcher Ztg." vom 26. Nov. 1866 (Nr. 330).

**) Escher vom Luchs, Hartmann Friedrich, aus dem Hause „zum blauen Himmel", geb. 1763, Stiftsschreiber und Amtmann in Zürich.

Sie ließ daher einen Vogel, der ihr sehr lieb war, ausfliegen, und dieser sezte sich auf eine Tanne, die gerade an der Stelle stand, wo izt der Altar ist /: denn die ganze Gegend war noch lauter Wald :/. Auf dieses für göttlich gehaltene Zeichen hin baute sie hier sogleich eine Kirche, oder vielmehr sind es 2 übereinander; denn das große Gewölb unter der Kirche hat ganz die Einrichtung wie diese, und ist mit Altären und Betstühlen versehen und mit einem Heilg. Grab, das nach dem Modell dessen in Palästine gemacht seyn soll. Ein ehemals wunderthätiges Marienbild hat man immer noch in der Kirche behalten; nur ward es durch die Reformation von seiner Stelle weg in einen Winkel verwiesen. — Nachdem wir all das Sonder- und Wunderbare betrachtet hatten, das uns der Küster genau explicierte, so besuchten wir einen gewissen Cantor Meyer, einen artigen und höflichen Mann, an den Hr. Niemeyer etwas zu bestellen hatte.

Sonntags, 8. Juny. Frühe um ½5 Uhr trennten wir uns. Niemeyer ritt nach Jena und wir andern beyden nach Weimar. Der Weg dahin führt durch mehrere Dörfer, und ist recht angenehm. Um Mittag langten wir an. Die Stadt Weimar liegt in einem sanften Thale, und man sieht sie nicht eher, als in der Entfernung einer kleinen Stunde. Die Zugänge sind auf eine ziemliche Streke weit zu Alleen gemacht, die dem Reisenden einen ganz angenehmen Schatten gewähren. Das erste, was ihm auf eine widrige Art in die Augen fällt, ist das a. 1774 am hellen Mittag abgebrannte Schloß, welches in seinen Ruinen daligt. Wahrscheinlich wird es nicht wieder aufgebaut, da der Hof sich ein andres Haus gekauft, und zurechte gemacht hat. Das abgebrannte Schloß war von schöner Bauart und sehr weitläuftig; obgleich man noch im Stand war, die größten Kostbarkeiten zu retten, so war doch der Schade gar sehr beträchtlich. — Nachmittags schrieben wir nach Hause, kleideten uns um, und wollten Hrn. Wieland besuchen, allein er war noch bey Hofe. Wir spazierten eine Zeit lang auf der Esplanade, einem artigen Spazierplatz. Dann sahen wir die sogenannte Akademie, oder Zeichnungsschule, worüber Hr. Kraus *) Direktor ist. Wöchentlich versammeln sich hier einige male eine gewisse Anzal junger Herren und Frauenzimmer zu verschiedenen Stunden, um sich im Zeichnen und Malen zu üben. Der Herzog muntert sie oft durch seine Gegenwart auf. Herr Kraus ist ein Schüler von Hrn. Rath Tischbein, und hier sieht man verschiedene recht gute Arbeiten von ihm, worunter auch einige Studien nach der Natur. Von dieser lezten Art ist hier ein Gemälde, das eine ganz nakte männliche Figur darstellt. Es stand ihm dazu als Modell ein hiesiger Soldat. Einige Satyren mögen auch gut sein, wenn man die Geschichte weiß, worauf sie anspielen, z. Ec. ein französischer Stuzer, der sich abmalen läßt. Der Bediente, der uns herumführte, konnte oder wollte uns aber nicht alles erklären. Mehrere schöne Malereyen von Landschaften und Porträts und eine Suite von Kupferstichen, — einige Schauspieler in dem interessantesten Punkt ihrer Rolle u. a. m. beschäftigte unsre Aufmerksamkeit eine Zeit lang. Abends konnten wir noch Hrn. Wieland sprechen; er empfieng uns mit vieler Höflichkeit. Da er eben vom Hofe kam, so war er sehr gepuzt. Allein ich fand den Mann gar nicht an ihm, den ich erwartet hatte. In seiner Physiognomie konnte ich nie den Verfasser des Oberon und so vieler schlüpfriger Gedichte erkennen. Seine hohe Stirn kündet Verstand und Wiz an, sein Mund ist ziemlich weit, und die Nase etwas habichtsartig. Sein Auge scheint etwas wollüstig. Hie und da haben zwahr die allmählig herannahenden mehrern Jahre in seinem Gesicht Furchen zu graben angefangen. Indessen blikt noch ein Schimmer von sanfter Röthe auf seinen Wangen durch. In Gesellschaft scheint er recht gern das große Wort zu führen. Wir blieben wol eine halbe Stunde bey ihm; er schwazte uns eine Menge Zeug von Zürich vor, und gasconirte mitunter ein wenig. — Da das Gespräch auf Bodmer kam, so erzählte er uns: wie dieser ihn als einen sich vorteilhaft auszeichnenden Jüngling in Affektion genohmen, wie er sich alle Mühe gegeben habe, ihn nach

*) Kraus, Georg Melchior, 1733—1806, Direktor des herzoglichen Zeicheninstitutes in Weimar.

Zürich zu bringen, und wie er gleichsam das Kind im Haus mehrere Jahre durch gewesen seye. Allein diese Lebensart habe ihm — als einem nach Thätigkeit strebenden Geist — nicht behagen wollen; ob er gleich immer studirte und mit den vortreflichsten Männern Zürichs Umgang hatte, mit Breitinger, Heidegger *) /: den er für den größten Kopf hält, welchen er jemals gesehen :/ u. a. m. Er gerieht daher auf den Gedanken, ein Erziehungsinstitut zu errichten /: was man in Zürich Informationen geben heißt :/. Heidegger und andere große Männer billgten es im höchsten Grade. Allein es kam doch nichts mehr rechts zu stande. Nun ward er der ganzen Welt Feind und hielt sie für einen Narrenhaufen. Auf allen Köpfen entdekte er Geläute, nur sich selbst glaubte er davon frey. Er schuf sich eine idealische Welt, und gieng nach Belieben darin spazieren. Immer hielt er sich zu den Weisen im Volk, als Bodmer, Breitinger, Heidegger usw. Zu ihren Füßen saß er immer, und philosophirte mit ihnen. Das schöne Geschlecht machte damals auf ihn, — als einem kaum 20jährigen Jüngling —, gar keinen Eindruck. Er sah sie alle für eitle, unwissende, flatterhafte Geschöpfe an. Wollte ja einmal ein Frauenzimmer seine Gewogenheit erwerben, so mußte sie wenigstens 40 Jahre auf dem Rücken haben und fein gesezt und ein wenig gelehrt und weise sein. — Damals war es, da Bodmer seine Noachide herausgab. Wieland, als ein feuriger Jüngling, empfand die Schönheiten und unerreichbaren Vorzüge dieses Gedichtes in vollem Grade, und hätte beynahe im Gefühl seiner Nichtigkeit sich dafür hin in den Staub werfen mögen; im Taumel der Bewunderung schrieb er einen großen Commentar über die Schönheiten desselben, den er izt nicht mehr schreiben würde; denn da ihm Bodmers Bibliothek immer offen stand und er sich öfters ein wenig darin umsah, so entdekte er nach und nach die ganze Noachide in andern Schriftstellern. Fast jede Idee, jede Charakterzeichnung fand er in irgend einem Englischen oder Italienischen Dichter, sodaß also nur die Zusammenordnung und das Gewebe Bodmers Arbeit war. Mit dieser Entdeckung nahm auch seine Bewunderung ab; obgleich, wie Bodmer ihm öfters vorpredigte, dies den Dichter gar nicht zum plagiarius mache, indem es ihm gar wol erlaubt seye, die Schönheiten, die er schon vor sich findet, so gut möglich zu benüzen. Indeß glaubt er, seye Bodmers Verdienst doch noch immer sehr groß, und wenn einst jene Schriften, aus denen er geschöpft hat, nicht mehr wol bekannt seyen, so werde seyn Dichterruhm bey den Nachkommen wieder von neuem aufleben. So seye er also mit Bodmern lange auf dem besten Fuß gestanden; allein hie und da haben sie sich in ihren Meynungen bisweilen widersprochen; so wie z. B. in der Beurtheilung über eine von Ramler's Oden, deren Verfasser man damals aber nicht wußte. Bodmer und Breitinger schrieben sie Gottscheden zu, und fanden sie ganz unausstehlich. Wieland hingegen lobte sie und behauptete, sie wäre nicht von Gottsched. Dieser Streit ward nun ziemlich lebhaft. Nach und nach gab es mehrere Auftritte dieser Art. Wieland wollte nicht überall in Bodmer's Ideen einschlagen. Hiezu kam noch das heftige Genie des ersteren, welches sich einen größeren und geschäftvolleren Wirkungskreis suchte. Dies alles bewog ihn, anderweitige Aussichten, die sich ihm öffneten, anzunehmen, und so kam er nach und nach von Bodmer ab. Immer behielt er noch Freundschaft gegen ihn im Herzen. Sie unterhielten einen Briefwechsel, aber nur sehr sparsam. Denn, sagte Wieland, in diesem Punkt kommen meine besten Freunde immer zu kurz; andern Leuten schreibe ich etwas weniger und damit gut, aber meinen besten Freunden möchte ich immer recht viel und interessantes schreiben, weil mir nun meine häufigen und wichtigen Geschäfte beynahe alle Zeit rauben, so wird es mir nur gar selten so gut, an sie zu schreiben. Wenn wir daher nicht auf einen solchen Fuß mit einander stehen, daß wir denken, es bleibt gleichwol immer beym alten, so komme ich mit meinen Freunden schlecht weg. So redete er von Bodmern, und

*) Heidegger, Joh. Konrad, 1710—1778, Bürgermeister von Zürich, wirksam in Schul-, Finanz- und Kirchenangelegenheiten; das 1777 abgeschlossene französische Bundesabkommen war seine Schöpfung.

seinen Verbindungen mit ihm; und sagte endlich: Er verlange sehr Hirzel's*) Biographie von ihm zu sehen; er werde dann auch in seinem Merkur etwas über ihn sagen, so wie er ihn gekannt habe; und sich dadurch öffentlich als seinen Freund und Verehrer beweisen, wie er es bisher im Herzen gewesen seye. — Da das Gespräch auf Schlözern**) und seinen Haß gegen Zürich kam, — so erzählte er, er habe unlängst einen Aufsaz zur Rettung der Schweiz gegen Schlözer's Angriffe eingeschikt bekommen, um in dem Merkur abgedrukt zu werden. Der Verfasser nannte sich nicht, sondern unterschrieb sich nur: Z... in Sachsen. Er hätte den Aufsaz herzlich gern abdruken lassen, aber aus verschiedenen Ursachen schien es ihm, daß derselbe sein Glük nicht machen würde. Denn er war oft alzu unbestimmt, bisweilen gar zu heftig, und beynahe schimpfend, aber nie ganz überzeugend. Dies war ungefähr das wichtigste in unsrer Unterhaltung mit Wieland. — Da wir noch bey ihm waren, so kam Bertuch, Verfasser des Spanischen Magazins, um mit ihm wegen der übermorgen vorzunehmenden Reise nach Dessau Abrede zu treffen. Er scheint ein artiger und gescheiter Mann zu sein. Sehr unangenehm ist für einen Fremden die fatale Gewohnheit, daß wenn man mit Wieland im Gespräche ist, alle Augenblicke eins seiner vielen Kinder /: denn er wird deren nun in wenig Wochen 9 haben :/, bisweilen auch erwachsene Leute, die Thüre halb aufmachen, um die Fremden zu besehen, und dann wieder schnell zuschließen; man weiß nicht, ob man sizen bleiben, oder aufstehen soll. Er entschuldigte sich, seine Kinder, die kleinen Affen, wären immer so neugierig, die Fremden zu sehen, die zu ihm kämen. Indessen sollte ein solcher Mann dergleichen Unanständigkeiten nicht dulden.

Montags, 9. Juny. Heute entdekte uns unser Friseur, daß er auch die Ehre habe, den Herrn Geheimderath Göthe zu bedienen; und da wir ihn fragten, ob wir denselben wohl diesen Morgen sehen könnten, so sagte er: O! ja, wir sollten nur hingehen, er werde uns gewiß annehmen. Wir versuchten es, und es war so. Etwas unangenehm ist es, daß man oft im ganzen Hause herumlaufen und an allen Thüren anpochen kann, ohne daß jemand Antwort gibt. — Denn bey allen hiesigen Gelehrten scheint der Ton zu herrschen, daß der Kammerdiener unten beym Eingang des Hauses ein Zimmerchen hat, dessen Thüre mit einem Fenster versehen ist; sieht er nun jemand kommen, so muß man, um angemeldet zu werden, seinen Namen, Vaterland, Charakter ꝛc. pünktlich angeben, und so oft wiederholen, bis der Bediente es versteht und behalten hat*). Erst dann wird nachgesehen, ob der Herr zu Hause ist, oder vielmehr: seyn will. /: Eben dies Examen hat man auch bei Hrn. Professor Platner in Leipzig auszustehen :/. — Ist nun der Bediente gerade nicht auf dem Posten, so kann man ungesehen lange herumlaufen, um sich anzumelden. Vermuthlich müssen die hiesigen Gelehrten auch darum etwas größer thun, weil sie alle den Titel von Hofräthen, Geheimderäthen usw. haben. Göthe ist Geheimer Rath und läßt sich Excellenz heißen; denn der Herzog hat ihn geadelt. Er empfieng uns sehr höflich. Seine Physiognomie ist stark, und eben nicht einnehmend, die Gesichtsfarbe schwärzlich und die Nase ziemlich groß. Seine schwarzen Augen sind lebhaft und verrathen einen feurigen Geist. Izt schreibt er nicht mehr viel, weil er, wie er sagt, so sehr mit Geschäften überhäuft ist. Wir blieben eine kleine Viertelstunde bey ihm. Unser Gespräch betraf ganz gleichgiltige Dinge. Man merkt es ihm an, daß er sich Mühe gibt, seine Würde zu behaupten und immer zu representiren. Verstand und Feinheit wird man ihm nicht leicht absprechen, denn a. 1774 /: da er hierher kam :/ hat er sich beym Herzog so eingeschmeichelt, und in seiner Gunst so zu erhalten gewußt, daß er immer sein erster Günstling

*) Hirzel, Hans Caspar, 1725—1803, in Zürich, Arzt, Politiker und Philanthrop. Befreundet mit Bodmer, Kleist, Gleim, Ramler, Klopstock. Schrieb Biographien, Denkreden, über Aufklärung und Volkserleuchtung.

**) Schlözer, Aug. Ludwig, 1735—1809, Prof. der Geschichte in Göttingen, durch seine „Allgemeine nordische Geschichte" der eigentliche Begründer der russischen Geschichte.

*) Offenbar hatten die Zürcher Studenten damals noch keine Visitenkarten, trotzdem bekanntlich zu jener Zeit ein großer Luxus damit getrieben wurde.

und Vertrauter ist. Von da weg giengen wir zu Hrn. Hofrath Bode, den wir schon leztern Herbst in Speyer kennen gelernt hatten. Er hat in seinem Umgang so etwas gerades, offnes und gutmüthiges, das ihn angenehm macht. Er fragte uns, was wir schon gesehen und wen wir besucht hätten, und gab uns Anweisung, was noch merkwürdiges da seye. Da wir ihn nach Madame La Roche fragten, sagte er, sie befinde sich wol und schreibe izt entsezlich viel. Sie habe da, — mit ihrer Pomona — etwas auf sich genohmen, das er niemals thun würde. Alle Monathe ein Stük ausgearbeitet liefern müssen, das wäre ihm die größte Qual. Sie bekomme zwahr auch bisweilen Beyträge von andern Frauenzimmern, aber diese seyen niemals so, daß man sie ganz in ihrer eigenthümlichen Gestalt dem publicum vorlegen dürfte; immer haben sie das schwache, weibliche Gepräge. Die größte Arbeit liege also auf ihren Schultern. Auf seinen Rath hin besuchten wir noch Hrn. Jagemann *), den Verfasser des Italienischen Magazins, und fanden an ihm einen äußerst gefälligen Mann, der vor Höflichkeit und zuvorkommendem Wesen beynahe schmolz. Er erzählte uns viel von seiner Bekanntschaft, die er in Berlin mit Hrn. Professor Eberhard **) gehabt hatte, von ihrer beyderseitigen damaligen Applikation auf die Italiänische Litteratur, von den /: vielen :/ Merkwürdigkeiten Weimars, von Toblern ***), der vor ein paar Jahren hier gewesen war und beynahe ein ganzes Jahr da zugebracht hatte, denn die verwittwete Herzogin bezalte für ihn das Tischgeld bey einem gewissen Hauptmann Knebel, einem Favoriten des Hofs. Er studirte und übersezte hier, und hatte beynahe überall den Zutritt; zum Abschied schenkte die Herzogin ihm eine goldene Taschenuhr. Sein beständiges Zufußreisen zog ihm bisweilen sonderbare Auftritte zu. In Potsdam z. B. wollte der Unteroffizier am Thore ihm absolut nicht glauben, da er auf die Frage: wer er wäre? antwortete, Ein Gelehrter. Er glaubte, das wäre unmöglich, daß ein Gelehrter mit dem Quersak auf der Schulter zu Fuß reisen sollte; ja, sie führten ihn sogar zum Gouverneur. Zum Glük war dieser ein Mann, der einige Litteratur besaß, und den Tobler *) aus Zürich, für dessen Sohn er sich ausgab, aus seinen Schriften kannte. Sobald dieser auf solche Weise Wort und Werk hinlänglich dargethan hatte, entließ ihn der Gouverneur und sagte: Er möchte es der Wache nicht übel nehmen, daß sie ihre Pflicht so genau erfüllt habe, es seye nun einmal so die Ordre, und da die Leute nur allein vom äußerlichen schließen können, so seye es ihnen nicht zu verdenken, daß sie seine Versicherung, daß er ein Gelehrter und kein Handwerker und kein Spion wäre, nicht hätten annehmen können.

Jagemann scheint ein recht guter, ehrlicher Mann zu seyn; aber ein großes Genie, wie mich dünkt, eben nicht. Und da es vielleicht nicht so sehr oft geschehen mag, daß Freunde ihn besuchen, weil die, welche etwa hierher kommen, sich müde gelaufen haben, wenn sie die andern hiesigen Gelehrten, die mehr Geschrei in der Welt machen, besucht haben, und er also etwas späth oder gar nicht an den guten Mann kömmt, so war er äußerst höflich mit uns, und sagte uns einen Haufen verbindliches Zeug über unser Vaterland und seine Einwohner.

Es that uns sehr leid, daß wir Hrn. Musäus, den Verfasser der Physiognomischen Reisen, nicht zu Hause antrafen, denn er soll ein wirklich merkwürdiger Mann seyn.

Den Hofbildhauer Klauer **), den wir nun besuchen wollten, fanden wir auch nicht zu Hause. Sein Bruder wies uns

*) Jagemann, Christian Joseph, 1735—1804, in Weimar, Gelehrter, Förderer der Kenntnis der ital. Literatur in Deutschland. Seine Tochter Karoline, 1777—1848, die tragische Schauspielerin und Geliebte Karl Augusts.

**) Eberhard, Joh. August, 1739—1809, Professor der Philosophie und Philologie in Halle. Schrieb „Synonymes Wörterbuch der Deutschen Sprache".

***) Tobler, Georg Christoph, 1757—1812 in Zürich, Theologe, durchreiste Frankreich und Deutschland, verkehrte als Gast Knebels in Weimar viel mit Goethe und Herder. Bekannter Uebersetzer aus dem Griechischen, Verfasser der Rede: „Joh. Caspar Lavater, der Wahrheitslehrer und Menschenfreund".

*) Tobler, Johannes T., 1732—1808, Vater des Georg Christoph Tobler, Theologe, Archidiakon am Großmünster in Zürich, Uebersetzer von Thomsons „Frühling" und „Gedichten", sowie einiger Bücher der Ilias und Pindarscher Oden. Freund des jungen Klopstock.

**) Klauer, Martin Gottlieb, seit 1774 Hofbildhauer in Weimar, gest. 1803 daselbst.

den Saal, in welchem seine Arbeiten aufgestellt waren; alles Büsten und kleine Statüen in Gips. Verschiedene davon waren wirklich schön. Hier sieht man alle merkwürdigen Geschöpfe von Weimar in Büsten von Lebensgröße versammelt, der Herzog und die Herzogin an ihrer Spize; dann alle Gelehrten, die sich hier aufhalten, auch einige Fremde, unter denen Lavater. Zur Seite steht ein kleiner Knabe, eine ganze Figur, in Gips, sehr gut gearbeitet. Das Original davon ist eins von des Künstlers eigenen Kindern. Ein andres Stük, das auch Aufmerksamkeit verdient, ist ein Windhund in Gips, der ganz vortreflich ist. Vielleicht gehört das Original davon auch zum Hof; denn der Herzog ist ein außerordentlicher Liebhaber dieser Thiere, und hat immer einige von ausgezeichneter Schönheit bey sich zur Gesellschaft. — Gegenwärtig arbeitet der Künstler an einer Büste von Lavater; wohin sie kommen soll, kann ich mich nicht mehr erinnern.

Mittags hatten wir in unserm Wirthshaus Gesellschaft von einem Französischen Sprachmeister von Rudolstadt, der ein wahrer Franzose war, von munterem, angenehmen Aeußerlichen und ein ziemlicher Windmacher. Von dem armen kleinen Fürsten in Rudolstadt machte er sehr viel Aufhebens und gab sich einen air, als wenn er der intimus consiliariorum desselben wäre. Immer hieß es: à nôtre cour on le fait comme ça; chez nous, nous avons cette coûtume, — notre prince etc. — Unser zweyter Tischgenosse war ein Italiäner, aus einer der Schweizerischen Vogteyen*). Allein er war nun mehr als 20 Jahre nie zu Hause gewesen, und wußte also beynahe keinen Bescheid mehr. Von Hrn. Landvogt Heidegger**), über dessen Regierung ich ihn befragen wollte, wußte er gar nichts. — Er sprach Italiänisch, Französisch und Deutsch, und keins von allen recht. Der Franzose, der einige Worte Italiänisch verstand, wollte oft in dieser Sprache mit ihm reden, aber sie verstanden sich dann selten. In Gesellschaft dieses Franzosen giengen wir nach Tische in den sogenannten Stern spazieren. Dies ist ein sehr großer Plaz oder Park zwischen der Stadt und Vorstadt, ganz mit Wasser umflossen; nur eine einzige Seite ausgenomen, wo er mit dem Schloß zusammenhängt; anfangs mag er ein bloßes Gehölz gewesen sein, izt aber sind die angenehmsten Alleen durchgeschnitten. Er enthält mehrere ganz verschiedene Parthien, lange Alleen, Irrgänge, Rasenpläze, Eremitagen, neugemachte Ruinen, dikes Gebüsche usw. Auf einem sehr hohen, nur von leichten Balken verfertigten, ganz durchsichtigen und mit Gesträuch bewachsenen Lustgebäude genießt man eine angenehme Aussicht. Eben ward bey Hof mit der Trompete zur Tafel geblasen, da wir von unserm Spaziergang zurückkamen /: es war nach 2 Uhr :/; wir giengen hin und stellten uns auf die Gallerie, die oben am ganzen Speisesaal herumläuft. Hier empfanden wir recht, was Weyrauch des Hofs ist; denn es war so geräuchert in diesem Zimmer, und vermöge seiner Natur zog der Rauch sich in die Höhe nach der Gallerie, daß wir beynahe erstiken mußten. Ich glaube kaum, daß ein König sich so stark beräuchern läßt, allein ein kleiner Herzog muß sich von den reichen particuliers, denen er näher ist, als ein König, so kräftig distinguiren als er kann. — Nachdem die Hofschranzen einige Minuten da standen, kam der Herzog mit seiner Gemahlin, und ein paar prächtigen Hunden angezogen. — /: Einer meiner Freunde, der unlängst auch in Weimar gewesen war, machte die Anmerkung, daß vom ganzen Hof ihm nichts so sehr gefallen hätte, als ein Hund des Herzogs, der beynahe der schönste in seiner Art seyn möge, und über diesen Hund habe er alle Frazengesichter der Hofdamen vergessen :/. — Die Tafel bestand aus 13 bis 14 Personen. Der Domherr von Berg und seine Gemahlin aus Halberstadt waren da zu Gast. Die Herzogin ist eine Darmstädtische Prinzessin, und nichts weniger als schön. Ebenso auch die Hofdamen. Wie bequem es doch die großen Herren haben, wenn sie sich zur Tafel sezen! sagte Escher, da er sah, wie der Herzog beym ganzen actus nichts zu thun hatte, als sich für seinen Plaz hinzustellen und die posteriora gegen die Erde zu nei-

*) Wahrscheinlich eine der durch Vögte regierten schweizerisch-italienischen Landvogteien.

**) Wohl einer dieser schweizerisch-ital. Landvögte.

gen, welche sogleich ein Bedienter auf den untergeschobenen Stuhl aufzufassen bemüht war, nachdem erst ein anderer das Kleid hinten sorgfältig voneinander gethan hatte. Wir bedauerten sehr, daß heute nicht, wie sonst gewöhnlich geschieht, Tafelmusik gehalten ward, die recht schön seyn soll. Endlich gingen wir von dannen und beneideten den Herzog um keine einzige seiner köstlichen Schüsseln, wol aber um eine Schale mit den schönsten Erdbeeren, die im Vorzimmer stand und vermutlich für den herzoglichen Gaumen bestimmt war.

Eine kleine Stunde von der Stadt ligt das Belvedere, ein Lustschloß des Herzogs. Der Weg dahin ist eine ununterbrochene angenehme Allee. Das Schloß präsentiert sich immer, weil der Weg schnurgerade ist. Dieses Gebäude selbst ist eben nicht besonders merkwürdig. Ein sonderbarer Begriff von Schönheit muß damals geherrscht haben, als man es von allen möglichen Farben bunt bemahlen ließ. Der Garten ist ziemlich groß und die vornehmste Zierde desselben ist eine reiche Orangerie. Da es jedermann erlaubt ist, darin zu spazieren, so hatte sich heute, als am Pfingstmontag, eine große Menge Leute aus den umliegenden Gegenden und von der gemeinern Klasse aus der Stadt dies Vergnügen gemacht. Dieser Tag mag besonders dem Beutel des Gärtners sehr gut zu statten gekommen seyn, denn jede Person die wegging (besonders die Weiber) wollte, — gleichsam zum Beweis, daß sie dagewesen sey — einige von den bittern Pommeranzen mit nach Hause nehmen, welche der Gärtner ziemlich teuer verkaufte. Vermittelst einiger Groschen bahnten wir uns den Weg in den innern großen Garten, der in der That sehr angenehm ist /: ohne ausdrükliche Erlaubnis des Obergärtners darf er niemanden aufgeschlossen werden :/. Er besteht aus mehreren schönen Parthien, großen Alleen, mit hohen, belaubten Wänden. Gebüsche mit Irrgärten, Eremitagen usw. wechseln miteinander ab. Auch ein Karussel ist da angebracht. Eine Hirschkuh, die wir hier fanden und die so zahm war, daß sie uns lange begleitete und sich gerne betasten ließ, amüsirte uns sehr. Endlich kehrten wir wieder nach Weimar zurük. Abends giengen wir nochmals zu Bode, weil er versprochen hatte, uns zu Herdern zu führen. Allein anstatt dessen schlug er izt vor, eine Promenade nach einem nahe gelegenen Dorfe zu machen, vermuthlich weil er die Gesellschaft eines gewissen Hofraths ..... /: dessen Name mir entfallen ist :/, von Berlin lieber genießen wollte, denn dieser kam mit uns. Das Gespräch betraf hauptsächlich den berühmten Dessauischen Zweykampf zwischen Reich[14]) und Basedow, den Streit dieser leztern mit Wolke[15]) und den Ausgang desselben. Bode erzählte viele possirliche Aventuren, die er mit Basedow gehabt hatte, und die von seynem aufbrausenden Zorn, von seiner Heucheley und Scheinheiligkeit zeugen. Von der gelehrten Buchhandlung in Dessau hielt Bode nicht viel gutes, denn er glaubt, sie wäre eine gut anscheinende Betrügerey. Der Autor käme dadurch noch weit mehr zu Schaden, als bey den andern Buchhändlern und der Käufer hätte gar keinen Profit davon. — Was man vom Abbé Raynal sprach, war nicht sehr zu seinem Ruhm, denn aus allen seinen Handlungen leuchtet der großsprecherische leere Franzos hervor. Seine Reise von Paris nach Berlin machte er auf Unkosten eines andern, den er izt noch nicht bezahlt hat, dafür steuerte er aber in Berlin zwey arme Mädchen aus. Er wollte ein gewisses Frauenzimmer bereden, daß sie zusammen eine Haushaltung einrichten könnten, er werde dann noch für sich besonders Kutsche und Pferde anschaffen, deren freier Gebrauch ihr ebenfalls überlassen bleibe usw. Allein da gleich anfangs nur ein Conto von wenigen Gulden einlief, das gemeinschaftlich bezalt werden sollte, so weigerte der vornehme Abbé sich seinen Theil zu geben. Die Dame merkte man bald, was die Glocke geschlagen habe, und erklärte sogleich, daß der ganze Plan wegen der gemeinschaftlichen Haushaltung durchaus wieder in sein Nichts zurücksinken müsse. Ich kann gar nicht begreifen, sagte Bode,

*) Reich, einer der vielen, mit denen Basedow wegen seiner Reformen der Volkserziehung in heftigem Streite lag.

**) Lehrer Wolke, dem Basedow 1774 die Verwaltung seiner Musterschule, des Philanthropin, in Dessau übertragen hatte.

Turnus 1915.

Plinio Colombi, Kirchdorf. An der Aare.
Phot. Ph. & E. Linck, Zürich.

wie Raynal immer auf die großen Herren schimpft, und doch ihnen beständig nachläuft und ihnen schmeichelt. Thut er dies leztere nur um sie auszuforschen, und nachher mehr auf sie losziehen zu können, so ist er ein fataler, falscher Mann, thut er es aber, um sich wieder bey ihnen in Gunst zu sezen, und etwa Gnadenbezeugungen zu erhaschen, so ist er der nichtswürdigste Speichelleker von der Welt. In Gesellschaft ist er es immer, der das Wort haben will. Er rechnete einst öffentlich einem Freunde zum größten Lob an, daß er von ihm sagen könne, Il sait se taire /: Sl. wenn er rede :/. Immer sezt er Prämien auf die Beantwortung von Fragen aus, die sich nicht anders beantworten lassen, als aus seinem Buch. Dadurch erreicht er einen doppelten Endzwek: Erstens wird sein Buch mehr gekauft, und zweytens muß der, der die Auflösung macht, auch eine gute Dosis Lob und Ausposaunung des Werkes mit einfließen lassen. Sein Ruhm hat seit einiger Zeit unendlich gelitten, seitdem man ihn näher kennt und späthere Schriften von ihm hat, die von jenen ersteren an Güte himmelweit verschieden sind. Doch dies ließe sich so ziemlich erklären, wenn es wahr ist, was man seit einiger Zeit sich ins Ohr sagt, daß nämlich jene „histoire des deux Indes" keineswegs Hrn. Raynals Arbeit seye, sondern von einer gewissen Gesellschaft von Gelehrten herrühre, welche sich anfangs nicht habe nennen wollen und daher den Raynal als Verfasser angab, izt aber, da sie sich mit dem Abbé brouillirt habe, so werde der ganze Kram an den Tag kommen, die Gesellschaft öffentlich hervortreten und der hochgepriesene Herr Autor in seiner wahren Armensündergestalt vor der Welt erscheinen. Dies wäre das rechte Mittel, ihn — den Stolz und die Bewunderung des vorigen decenniums — zur Verachtung des izigen und zum Gespött des Gassenjungen zu machen. Welch ein schlüpfriges und subtiles Ding ist es doch bey seinem Leben noch in alzugroßem Rufe zu stehen! Und noch um so viel mehr, wenn die Pfauenfedern, mit denen man prangt, gar gestohlen und angeklebt sind, wie jene arme Krähe es machte. — So passirten wir unsren Abend ziemlich angenehm und kehrten dann nach unsrem Wirthshaus zurük. Späth, da wir eben im Begriff waren, zu Bette zu gehen, ließ sich eine Musik hören, sie zog durch die Straßen und war eine förmliche Janitscharenmusik, die — wie wir vernahmen — den Einwohnern von Zeit zu Zeit ein Vergnügen machen und Abends Retraite blasen muß. Das Militär des Herzogs ist nicht beträchtlich und besteht nur aus einigen Compagnien, die noch auf altem Fuß gehalten sind. An wenig Orten, wo reguläre Truppen in hinlänglicher Menge vorhanden sind, wird man den sonderbaren Gebrauch finden, daß die Wache nur alle 2 Tage aufzieht, wie hier in Weimar, und daß also derselbe Mann 48 Stunden auf der Wache bleiben muß. Die Kavallerie besteht aus 50 Husaren, die der Herzog kraft eines gegenseitigen Vertrags mit seinen Nachbarn, zur Sicherheit der Straßen halten muß. — Die Einkünfte des Hofs mögen nicht sehr groß sein, und der Brand des Schlosses a. 1774 brachte ihn noch mehr zurück. Indessen läßt er sich nichts abgehen, dies zeigen auch die vielen Visiten, die er den umliegenden kleinen Fürsten, mit denen er auf einem vertrauten Fuß lebt, gibt und wieder von ihnen empfängt. Die vielen in Pension stehenden Gelehrten, die der Wind aus allen 4 Welttheilen herträgt, die Menge silberner Livrée-bedienter, die schönen Pferde und Hunde, und andere Liebhabereyen des Herzogs mögen wol eine ziemliche Ausgabe verursachen. Deßnahen läßt man auch das Gemäuer des alten Schlosses erst vermodern und dann von selbst nach Belieben sein graues Haupt zur Seite legen, und divertirt sich dafür nach Herzenslust.

Dienstags, 10. Juny. Heute früh traten wir beyde zusammen wieder unsern Rückritt nach Halle an. In Naumburg machten wir Mittag und trafen Abends um 8 Uhr, Mann und Roß höchst ermüdet von unsrer 8 Meilen langen Tagereise, glüklich und wolbehalten in Lauchstedt ein. Da es keine eigentlichen gebahnten Heerstraßen gibt, so gerieten wir oft in die unangenehmsten und schlechtesten Fußsteige, jedoch kamen wir nie irre, sondern wenn wir im Begriff waren uns zu verirren, so trafen wir allemal Leute

an, die uns sehr freundschaftlich zu Recht wiesen.

Mittwochs, 11. Juny, legten wir in aller Frühe die noch übrigen 2 kleinen Stunden zurück und langten schon vor 8 Uhr wieder in Halle an.

Briefe aus meiner Osteria.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Max Wohlwend, Zürich.

Die Reise.

Verzeihen Sie, daß ich von einer Anrede absehe. Oder soll ich vielleicht meinen Brief mit „Liebes Fräulein" beginnen? Das ginge nicht an. „Freundin" wäre wohl unrichtig. „Agnes" klingt hart und verlangt Distanz. Nun gut, Sie verstehen mich schon.

Soll ich mich jetzt entschuldigen, daß ich Sie letzten Samstag bei Hofers warten ließ? Ich glaube kaum. Der kleine Russe hat übrigens schon lange auf eine Gelegenheit gewartet, Sie zu den Liedern begleiten zu dürfen. Sie werden mit ihm zufrieden sein; er ist ein ausgezeichneter Musiker und zudem ein gescheiter Kopf.

Erinnern Sie sich noch unseres letzten Abends im Klub? Sie sangen einige Lieder von Brahms. Dann tranken wir Tee und rauchten Miß Coopers delikate Zigaretten. An jenem Abend war es auch, daß ich Ihnen eine kleine Schulbubengeschichte erzählte. Wie ich mich einmal als zwölfjähriger Knirps, den Rucksack auf den Rücken geschnallt, als mir die Lernerei über war, auf und davon gemacht habe; wie ich dann allerdings bald heimgekehrt sei, zum Troste meiner Eltern und Lehrer. Sehen Sie, diese Geschichte hat es mir angetan. Ich bin ja kein Schulbub mehr, und die Schule habe ich schon lange ausgetauscht gegen Beruf, Gesellschaft und Leben. Wie nun aber, wenn ich Ihnen sage, daß ich vor einer Woche ausgerissen bin wie jener zwölfjährige Junge? Fort! Einfach fort! Wohin? Auf die Landstraße! – Die Unruhe? Die Sehnsucht? – Was weiß ich! Ich war einfach auf der Landstraße, der Straße, die mitten durch alles Leben hindurchführt – mit recht viel Lebenslust im Herzen.

Sie sitzen in Ihrem Sessel am Fenster und lachen und rufen: „Das große Kind!" Ich weiß, daß Sie jetzt ein ernstes Gesicht machen werden. Als Phantasten werden Sie mich in die hinterste Höllenecke verdammen; als verspäteten Romantiker werden Sie mich in den achten Himmel verwünschen; als Hanswurst, der mit seinem Leben spielt wie das Kind mit dem Fangball, würden Sie mich am liebsten auf einem Rosabändchen über den Niagara tänzeln sehen.

Vielleicht werden Sie auch nicht lachen und auch kein ernstes Gesicht machen. Sie werden den Brief lesen und dann zerreißen und ins Feuer werfen, und weil Sie das tun, schreibe ich Ihnen von Dingen, die sich nicht mit dem Papier zerreißen lassen.

Als ich gestern abend die italienische Grenze überschritt, da war es mir, als hätte ich den letzten Rest Erdenschwere verloren. Kein Blendwerk!

Ich schlenderte auf der Via Nazionale dahin wie einer, dem ein gütiger Gott das Denken und Sinnen erlassen, wie einer, der in seinem ganzen Leben keine Zeit zu verlieren hatte, erfüllt von einer stillen Freude am eigenen Dasein.

Erst als ich mich Cannobbio näherte, fühlte ich an eine bestimmte Stelle meines Rockes. An jener Stelle sind nämlich ein paar kostbare Scheine eingenäht. Nicht, daß ich sie nun gerade in Cannobbio hätte loswerden mögen. Solange sich meine gesunden fünf Sinne untereinander verständigen können und solange meine kräftigen Arme mich noch auf dem Lebensstrom herumzurudern vermögen, so lange werden sie schlafen, die kostbaren Scheine. Sie mögen meinetwegen träumen von Versuchungen und Lockungen, von verwunschenen Schlössern und schlafenden Prinzessinnen; sie sollen ruhig warten, bis vielleicht einmal eine königliche Idee sie durch einen süßen Kuß zum Leben zurückruft oder der Belzebub sie aus ihrem Verstecke treibt und auf die Straße wirft. So dachte ich, als ich auf Cannobbio zuschritt.